Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 65 (1990)

Artikel: Die Familie Brown in der "Langmatt" : Erinnerungen eines Freundes

Autor: Mieg, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-324368

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE FAMILIE BROWN IN DER «LANGMATT»

ERINNERUNGEN EINES FREUNDES

«Langmatt»: das Wort löst bei jedem Bewohner von Baden, nicht nur von Baden, sondern auch über die Grenzen der Stadt, sogar über die Grenzen unseres Landes hinaus, Ketten von Assoziationen wach. Der eine denkt an das Haus und den Garten, der andere an die Bewohner von einst, die alle dahingegangen sind. Und ein dritter denkt an die Kunstschätze, die dort gehütet werden. Wechselnde Erinnerungsbilder tauchen auf, ein parkartiger, grosszügig angelegter Garten mit einer Allee von hohen Ulmen erscheint, zu deren Füssen sich Efeu ausbreitet mit blauen Büscheln von Scilla, als Vorboten des Frühlings, Taxushecken, die abschirmen sollen; denn das Bedürfnis, ungesehen zu bleiben, schien allen Bewohnern dieser Besitzung gleicherweise wichtig und richtunggebend. So auch war die Umzäunung zu verstehen, die abschliessende Gartenmauer mit den braunrot gestrichenen Planken, denen der Spaziergänger auf eine Weile zu folgen hatte, wenn er durch die Römerstrasse wanderte. Und er wusste, auf der andern Strassenseite setzte sich die Domäne «Langmatt» fort mit einem Garagengebäude, das auch Wohnzwecken diente, mit weiteren trennenden Mauern, an denen Spalierobst gezogen wurde, mit einzelnen eingefriedeten Teilen, die als Nutzgarten anzusprechen waren.

Im eigentlichen Park mit seinen weitgezogenen Rasenflächen und den vereinzelten Ruhebänken aus Gusseisen in den Formen des ausgehenden 19. Jahrhunderts gab es für den Eintretenden zur Linken ein Blumenparterre mit von Blattranken übersponnenen Pergolen. Dem Sommerflor galten einzelne durch Steinfliesen voneinander getrennte Beete. Danach die Rabatten mit im Spätsommer prunkenden Dahlien in allen Farben. Es folgten die beiden Gewächshäuser, in denen perennierende Pflanzen überwintert, in denen auch Tomaten gezogen wurden und eine Rebe wuchs, die bis in allerjüngster Zeit ihre Früchte spendete. Nach dem Tod des letzten Bewohners der «Langmatt» ging auch diese Rebe ein, und das baufällige Treibhaus wurde abgetragen.

Im Laufe der letzten Jahre wurden etliche Änderungen vorgenommen. Die Garage und die Spaliergärten, als Belastung empfunden, wurden aufgehoben, das Land an die Firma BBC zu Bauzwecken veräussert, auch wurde in den das Haus umgebenden Gartenteilen alles vereinfacht, auf Blumenparterre und Pergolen verzichtet, dagegen in jenem Teil des Parks das Haus des Verwalters errichtet. Die nächste Umgebung des Wohnhauses erlebte denn mannigfache Umgestaltungen, vor allem im Zusammenhang mit den Problemen der Bewirtschaftung: die beiden Gärtner, Franz und Joseph, einst zur Betreuung des grossen Anwesens zur Verfügung stehend, waren nicht mehr vorhanden. Es zwangen sich Vereinfachungen kurzerhand auf. Was völlig beim alten blieb, war das eigentliche Wohnhaus; an ihm wurde nichts verändert im Wissen, dass es sich um eine architektonische Leistung von überzeugender Einheitlichkeit handelte, geschaffen von einem aus Baden stammenden Architekten, dem die Schweiz eine Reihe markantester Bauten verdankt, Karl Moser nämlich, der, um nur einige der wichtigsten Bauten zu nennen, die Universität, das Kunsthaus, die Kirche Fluntern in Zürich, in Basel die Antoniuskirche schuf.

Freilich wurde auch am Haus «Langmatt» des öftern geändert und umgebaut, es wurde die Galerie angefügt, und das einst dem Jugendstil verpflichtete Interieur erhielt eine Prägung, die mit modernem Louis-XVI-Stil bezeichnet werden kann, eine Formensprache, die sich weitgehend an die vorhandenen Möbelgruppen und -einzelstücke anzupassen hatte. Äusserlich wurde die Architektur weitgehend beibehalten, die sich noch heute als ein Ganzes von imponierender Geschlossenheit darbietet, was sich erst in allerjüngster Zeit erwies, als anstelle des üblichen Eingangs ein Nebeneingang in der Gartenmauer benützt werden musste, von dem aus sich die «Langmatt» in ihrer ganzen unveränderten Grösse darbot, zum Erstaunen aller Besucher, denen dieser Anblick fast durchwegs unbekannt war.

Es ist ein grosses Haus mit seinen Ansprüchen. Niemals sollten die Proportionen irgendwelchen Geltungstrieb erkennen lassen: dies widersprach durchaus dem Willen der Erbauer und Bewohner. Damit wird auf einen Grundzug im Wesen der Eltern von John Brown, dem Stifter, hingewiesen. Sie wünschten unsichtbar zu bleiben, in ihnen herrschte das Bedürfnis nach häuslicher Intimität, was alles nicht bedeutet, dass sie Haus und Garten nicht jenen geöffnet hätten, die sich wahrhaft dafür interessierten. Ungezählte Kunstfreunde sind in der «Langmatt» empfangen worden. Nur Neugierige waren nicht willkommen. Die Gediegenheit in der charakterlichen Veranlagung der Eltern gab dem ganzen Hausstand das Gepräge. Dieses Bedürfnis nach Unsichtbarkeit war begründet im Wissen von den wahren Werten im Menschlichen wie im Künstlerischen.

Die Persönlichkeiten des Elternpaares

Damit sind wir bei den beiden starken und unalltäglichen Persönlichkeiten der Eltern angelangt, die als die eigentlichen Begründer der Stiftung anzusprechen sind. Eine Charakteristik ihrer Art und ihres Tuns sei mit den folgenden Worten versucht. Der Schreibende ist sich bewusst, nur Teile des vielgestaltigen Wesens der beiden Persönlichkeiten fassbar machen zu können, dies namentlich aus dem Grund, weil er nur den einen Elternteil kannte, nämlich Jenny Brown: erst nach dem Tod von Sidney Brown lernte ich die Bewohnerin und Herrin der «Langmatt» kennen, wiewohl ich die Söhne John und Harry schon viele Jahre früher kannte. Ich kannte sie aber nur an ihrem gewählten heimatlichen Sitz, Paris, sah sie dort in den dreissiger Jahren, als beide die ihnen gemässen Tätigkeiten ausübten und ich dies Tun aus regem und freundschaftlichem Interesse aus der Nähe verfolgte.

Es war während der Kriegsjahre, dass ich durch einen getreuen alten Lenzburger, den in Chur tätigen Augenarzt Victor Haemmerli-Boveri, mit dem mich zudem verwandtschaftliche Bande vereinten, in die «Langmatt» gebracht wurde und diese erstaunliche kunstvolle Einheit von Haus und Sammlung erfuhr. Natürlich hatte ich durch die Söhne in Paris schon von der Gestalt der Mutter gehört, die stets mit dem leicht ironischen Titel «die Herrschaft» bezeichnet wurde in Anlehnung an solche Benennung durch den Kreis der Hausgehilfen und Gärtner. Im Grund reichte solche Bezeichnung viel tiefer, sie bezeugte den wahren Respekt der Söhne vor der Erscheinung dieser Mutter, und sie sagte auch etwas über die besondere Art von Haushaltung aus, die in gewissem Sinn eine Hofhaltung war. Denn alles im Innern dieses Hauses spielte sich in fast formelhaften Formen ab, in einer noblen Art von Distinktion, die Aussenstehende nur als konform empfinden konnten.

Die Persönlichkeiten des Elternpaares: Vater Sidney Brown stammte aus Winterthur, wohin dessen Vater 1851 aus England eingewandert war und als Ingenieur bei der Firma Sulzer wirkte. Im Jahre 1871 begründete er die Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik, die er bis 1884 leitete. Im gleichen Jahr berief ihn die Aktiengesellschaft der Werkzeug- und Maschinenfabrik Oerlikon, um den Bau elektrischer Maschinen zu betreuen, welcher Spezialität der junge Ingenieur sich schon in Winterthur gewidmet hatte. In Oerlikon wirkten mit dem Vater auch die beiden Söhne Charles und Sidney, die beide in Winterthur die Schulen und das Technikum besucht hatten.

Nach verhältnismässig kurzem Wirken in Oerlikon trat Charles gemeinsam mit Sohn Sidney den Weg nach Newcastle in England an, wo die beiden in der Firma Armstrong Mitchell wirkten, für die sie später in der Nähe von Neapel tätig waren. In einer fast unbändigen Reiselaune machte sich Sidney

aber bald los und fuhr für fast anderthalb Jahre in östliche Richtung. Er lernte Australien, Neuguinea, Celebes und Java kennen. Von dieser erlebnisreichen Fahrt zurück, folgte er der Aufforderung des Bruders Charles zu erneuter Mitwirkung bei der Maschinenfabrik Oerlikon. Als Charles gemeinsam mit Walter Boveri in Baden ein eigenes Unternehmen gründete, folgte Sidney auch diesmal dem Ruf des Bruders, und seit dem Gründungsjahr 1891 weilte Sidney nun in Baden.
Es war ein schicksalhaftes Geschehen, nicht allein die Begründung des seither weltweit wirkenden Unternehmens Brown Boveri & Co., sondern auch die Tätigkeit innerhalb der Firma, wo sich zwischen den Brüdern ein Handeln ergab, in dem Sinn, als Charles Brown als Typus des Erfinders gelten konnte, Sidney aber die nicht weniger wichtige Aufgabe löste, die Erfindungen zu realisieren. Es war eine Arbeit, die Wissen und Kennerschaft auf rein technischem Gebiet voraussetzte. Bei den Motoren für die Lokomotiven der Bahnen Sissach–Gelterkinden und Grütschalp–Mürren, bei den Generatoren der Aluminiumwerke Neuhausen, den Transformatoren des Kraftwerks in Lauffen am Neckar kamen die hohen Fähigkeiten von Sidney Brown zur Geltung, vielleicht in nicht so spektakulärer Weise, doch niemals zu unterschätzender Art: eine Erfindung musste eben verwirklicht werden, und solche Verwirklichung blieb auf unabsehbare Zeit hinaus die Aufgabe des in aller Stille, doch in zielsicherer Konsequenz wirkenden Sidney. Ihm ist auch im internen Geschehen der Firma zu danken, dass er den umfassenden Überblick wahrte; dem Grossen wie der Einzelheit widmete er sich mit der gleichen anteilnehmenden Sachlichkeit. Als oberster technischer Leiter behielt er die Sicht über die Werkstätten und Versuchsabteilungen. Bis zu seinem 70. Lebensjahr verblieb Sidney Brown als Delegierter des Verwaltungsrates dem Unternehmen aktiv erhalten. Damals, 1935, trat er zurück, verfolgte aber in nie erlahmender Bindung an die Gründung all die Wandlungen und blieb ein klarer Beobachter, dem die Entwicklung von BBC nie gleichgültig sein konnte. Dass er das 50-Jahr-Jubiläum der Firma nicht mehr erleben konnte, war zu bedauern. Das Schicksal bestimmte, dass sich im gleichen Jahr, 1941, am 1. August dies reiche Leben beendete. Es traf sich des öftern, dass ich an jenem Tag, der für die Gattin und die Söhne ein Gedenktag war, in der «Langmatt» weilte. Die Söhne hatten es nicht ungern, wenn der Tag, der jeweils in merkwürdigem Kontrast zu den lärmigen Begebenheiten des Nationalfeiertages stand, durch die Gegenwart eines Aussenstehenden einen andern Aspekt bekam.

Mère Brown

Nun muss ich feststellen, dass ich sicher nicht als Freudenbringer gelten konnte, doch wurde Mère Brown, für die der Tag besonders belastend war,

wenigstens etwas abgelenkt, indem sie mir beim Malen Gesellschaft leistete. Denn immer war ja in der Sommerzeit das ganze Haus erfüllt von herrlichsten Blumen, die zu malen ich nicht widerstehen konnte. Die vielen Blumenstücke, zum Teil von grossem Format, die ich in der «Langmatt» malte, habe ich nie veräussert, sie gelten mir als Erinnerungsbilder, deren jedes die Verbindung zum Haus und seinen Bewohnern wachruft. Wenn Jenny Brown mir zusah, spürte ich die Anteilnahme einer Persönlichkeit vom Fach: Jenny Brown war eine hochbegabte Malerin. Sie hatte das Métier schon lange nicht mehr ausgeübt, und meine Versuche, sie zur Wiederaufnahme zu ermuntern, blieben leider fruchtlos.

In tiefem Schweigen pflegten wir nebeneinander zu sitzen, das Sujet vor uns, seien es Rosen gewesen oder Gladiolen, Dahlien oder Löwenmaul, eingestellt in einem der kostbaren chinesischen Gefässe, die ihr eigenes Leben hatten durch Farbe und asiatisches Dekor: immer blieb das Interesse der Zuschauerin rege, das geradezu als gespannt bezeichnet werden dürfte. Nur, wenn sich das Wasser im Topf durch das ständige Auswaschen des Pinsels zu sehr trübte und verdunkelte, pflegte sie zu sagen: mit diesem Wasser kannst du nicht mehr malen, ich werde dir frisches holen. Und sie erhob sich und wechselte im Office neben der Küche das Wasser. Der Maler blieb sitzen, die alte Dame aber eilte mit dem Glas fort und kam mit frischem Wasser zurück. Diese fast als Zeremonie zu bezeichnende Handlung wiederholte sich ungezählte Male, und immer war es ein gewissermassen stummes Zwiegespräch zwischen Malerbesuch und Herrschaft. Von den Söhnen war dann höchst selten einer zugegen, oder nur auf einen kurzen Moment. Meist weilten sie im Garten bei der Lektüre, der sich Johnny und Harry mit nie erlahmendem Interesse für den Stoff hingaben.

Von ihrer früheren künstlerischen Tätigkeit sprach Jenny Brown nie. Es waren die Söhne, die mir hin und wieder Proben von der malerischen Tätigkeit der Mutter vorführten, als deren erstaunlichste wohl jenes Doppelporträt der Eltern Sulzer zu gelten hatte, das in die Form eines Paravents eingelassen war, der immer in der dem Wohnzimmer vorgelagerten Veranda, dem Wintergarten, stand. Unter den vielen Sujets, die Harry als fotografisches Motiv für die Neujahrskarten aussuchte, figuriert auch der Blick auf die Azaleen des Wintergartens mit jenem Paravent, bei dem wohl die wenigsten wussten, dass es sich bei dem Doppelporträt um eine hervorragende und höchst könnerische Arbeit von Mère Brown handelte. Auch in der Galerie gab es noch einige Proben aus dem malerischen Schaffen von Jenny Brown, doch völlig unauffällig gehängt: sie wollte niemals als Malerin in Erscheinung treten und übte darin grösste Zurückhaltung. Zurückhaltung gab auch dem Doppelbildnis der Eltern das Gepräge. Ein stilles Paar sitzt als geschlossene Gruppe da, El-

tern, die über den Kindern standen und sicher durch ihre Haltung als Vorbild für Wohlerzogenheit und Gediegenheit galten. Dabei musste ja die Schar der Geschwister, Brüder und Schwestern, in unbefangener Lebhaftigkeit ihr eigenes Dasein geführt haben. Mir selbst war nur Bruder Hans bekannt, der lange Jahre die Tätigkeit eines Ministers ausübte, und den ich, als er sich vom Amt zurückgezogen hatte, in den Winterthurer Konzerten traf. Es war der Lieblingsbruder von Jenny, und eine innere Verwandtschaft im Wesen war durchaus herauszuspüren. Er war ihr auch in der äussern Gestalt ähnlich, war gross und schlank und hatte das, was als typisch für die Vertreter der Winterthurer Gesellschaft anzusprechen ist, das zurückhaltend Urbane, das zwischen wirklichen Werten und oberflächlichem Schein so genau zu unterscheiden weiss. Genau diese Züge galten für die Herrin der «Langmatt», die mit den Schwestern Bertha und Lydia, den Brüdern Karl, Robert und Hans in dem Haus an der Zürcherstrasse aufgewachsen war, das sie samt dem umgebenden Garten auf jenem Paravent festgehalten hatte. Das war die Wohnstatt für den Winter. Im Sommer weilte die Familie jeweils im «Gütli» oberhalb der Stadt, einem damals noch ganz abgelegenen gartenhaften Paradies, dessen Wohnbau durch den Architekten Ernst Jung das Gepräge eines englischen Landhauses erhalten hatte. Dies «Gütli» musste für die heranwachsenden Kinder eine grosse Rolle gespielt haben mit dem freiheitlichen Gartenleben. Wohl schon früh mussten sich bei Jenny künstlerische Begabungen gezeigt haben, die sicher wie die ganze geistige Anlage durch die Eltern gefördert wurden. Die Kunststadt Winterthur freilich hatte damals noch nicht den Ruf, den sie später weltweit genoss. Die Stadt und ihr Bild aber hatten bedeutenden Einfluss auf das heranwachsende Mädchen, das Winterthurer Art und Sprache bis in die höchsten Jahre bewahrte. Ein Winterthurer Zimmer in Baden zu besitzen, musste einem tiefinnern Bedürfnis entsprechen, und so entstand denn das Pappele-Zimmer, so genannt nach dem Haus zur Pappel in Winterthur, in dem die Grosseltern Steiner-Ziegler gelebt hatten. Schöne alte Möbel fanden sich darin, Sofa, Tisch, Fauteuils und Sessel, Kommoden, Sekretäre, Nähtisch, entweder in spätem Louis-XVI- oder Biedermeier-Stil gehalten, und bis in Einzelheiten wie Beleuchtungskörper oder Kissen oder Bibelots blieb der Zusammenhang mit Winterthur gewahrt. Vor allem finden sich da zahlreiche Bildnisse der Ahnen, alle in ausserordentlich kostbaren Rahmen, die eine ganze Stilgeschichte vergegenwärtigen. Von besonderem Reiz auch die kleinen Dinge, die Vasen und Gläser, die der Herrin der «Langmatt» viel bedeutet haben mussten.

Es gehört zu den Besonderheiten der «Langmatt»-Stiftung, dass dies Pappele-Zimmer in seiner Gesamtheit gewahrt bleibt, dauerndes Zeichen der Verbundenheit von Jenny Brown mit der Vaterstadt. Das Pappele-Zimmer ist im er-

sten Geschoss gelegen, unmittelbar neben dem Schlafzimmer, und immer, wenn ich darin weilte und mir die Freundin Aufschluss über bestimmte Dinge und Zusammenhänge gab, spürte ich fast körperlich das Aufleben einer längst entschwundenen Zeit. Ich setze das Wort Freundin mit Betonung hin, denn wenn sie mir schrieb, begann sie ihre Zeilen mit den Worten «Lieber Freund». Es bestand wirklich ein Verhältnis des Vertrautseins mit dem Dasein des einen und des andern und mit den Fragen, die vom einen und vom andern zu lösen waren.

Lang, schmal, aufgerichtet stand sie dann vor mir, bis in die höchsten Jahre von unglaublicher Beweglichkeit, von einer leiblichen wie geistigen Präsenz, wie sie wohl nur wenigen gegeben ist. Meist, wenn ich in der «Langmatt» zu einem Besuch eintraf, lag sie ausgestreckt im mit grünen Gobelins umspannten Wohnzimmer auf einer Louis-XV-Chaiselongue, in die Lektüre eines Buches oder einer Zeitung vertieft, oft im Schein einer Stehlampe, die das Licht auf Gestalt und Antlitz der Ruhenden warf. Blass und schmal dies Gesicht mit den markanten Zügen, dem freundlich und gütig blickenden Auge, dem schmalen Mund, dem rötlichen Haar. Die Hände, dem Gesicht entsprechend, feingliedrig und zart und durch all die Jahre hindurch geschmückt mit dem Ring, der einen rechteckig geschliffenen Smaragd fasste. Diese subtilen Hände ordneten all die kunstvoll komponierten Bouquets, oft mit gewagten Kontrasten, so wenn unter einem Stilleben von Cézanne in einem alten chinesischen Gefäss Dahlien in tiefem Rot, Orange und Rosa leuchteten, wenn vor den grauen Wänden der Halle Gladiolen in Weiss, Rosa und Gelb in eine schlanke hohe Vase gestellt waren, die ihrerseits schon Blütenmotive aufwies.

Der Aufbau der Sammlung

Die gleichen zarten Hände gossen den Tee in die blassgrüngrauen Wedgwoodtassen. Die Herrin der «Langmatt» fragte jedesmal mit der Liebenswürdigkeit der vollkommenen Gastgeberin: «Ein Zucker, zwei? Und Cream?» Dies englische Wort für Sahne war das einzige Englische, was ich je von ihr vernahm. Dabei schrieb sie ein perfektes Englisch in den Briefen an die Söhne. Sie waren ausschliesslich englisch verfasst, doch die Sprache zwischen ihr und den Söhnen war Winterthurer Mundart. Diese Rechte schrieb all die Briefe, die in ihrem Dasein eine wichtige Rolle spielten. Wie spontan und herzlich waren da die Worte, die sie fand, um sich für irgend etwas zu bedanken: in der Promptheit ihrer schriftlichen Reaktion war sie von beispielhafter Höflichkeit; all die Briefe, die ich von ihr aufgehoben habe, bezeugen die gleiche Unmittelbarkeit und Offenheit, nicht zuletzt in der Anrede «Mein lieber Freund» und «Mein lieber Peter» und mit der Schlusswendung «Deine alte mère Brown». Und diese Rechte hat alle die ungezählten Briefe geschrie-

PM
6 VIII 87

ben, die den Ausgangspunkt zu der Sammlung von Bildern gaben: mit dem inParis lebenden Winterthurer Maler Carl Montag standen Jenny und Sidney Brown durch Jahre hindurch in Briefverbindung, und wenn auch Vater Sidney Brown beim ganzen Aufbau der Sammlung beteiligt war und mit seinem Urteil massgebend mitwirkte, so war es ausschliesslich Jenny Brown, die die Korrespondenz führte. Sie ist völlig erhalten. Die Briefe der Herrin der «Langmatt» befinden sich im Nachlass von Carl Montag, der im Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft in Zürich gehütet wird; die Briefe von Montag sind in der «Langmatt». Von der künstlerischen Tätigkeit Montags zeugen eine Reihe von farbig lebendigen Stilleben in der Art des Nachimpressionismus. Mehr und mehr hatten sich seine Interessen auf das Gebiet der Kunstvermittlung verschoben, ja, er wurde zum eigentlichen Anreger von Ausstellungen und zum Vermittler von Kunstgut. Es ist festzuhalten, dass die Sammlung Brown in der «Langmatt» ohne die Verbindung zwischen dem Ehepaar Brown und Carl Montag überhaupt nicht zustande gekommen wäre. Mit dieser Vermittlungstätigkeit hat sich in jüngster Zeit ein junger Basler Kunsthistoriker, Lukas Gloor, befasst und seine Erkenntnisse in einem Buch über die Rezeption des Impressionismus in der Schweiz niedergelegt. Ein Abschnitt gilt der im Werden begriffenen Sammlung Brown, die in den Jahren nach der Jahrhundertwende die erste und einzige war, die sich ausschliesslich jener Entwicklung der Malerei gewidmet hatte.

Eine weitere Bedingung zum Aufbau der Badener Sammlung war der Umstand, dass Montag in Paris nahe Verbindung mit dem Zahnarzt und Sammler George Viau hatte. Einen grossen Teil des Sammlungsbestandes machen die Bilder aus, die einst Viau gehört hatten. Nun besteht gewissermassen die ganze Korrespondenz zwischen Jenny Brown und Montag in Fragen des Ankaufs von einzelnen Werken oder ganzen Werkgruppen aus der Sammlung Viau. In den Briefen von Jenny Brown klingt oft die Sorge an, ob es ratsam sei, so grosse Investitionen in einer einzigen Stilrichtung zu machen, auch ob es sich verantworten lasse gegenüber den vielen Verwandten und Bekannten, die dann dem Sammlerpaar mit Fragen zusetzten. Jenny Brown ist sich in diesen Schreiben an Montag bewusst, dass ein gut Teil schweizerischer Vorsicht, fast Ängstlichkeit, sie bei grösseren Ankäufen zögern heisse.

Die Korrespondenz setzt 1908 ein und führt bis in die dreissiger Jahre. Sie bezieht sich vor allem auf einzelne Bilder von Renoir und Cézanne, die ja in der Sammlung Schwerpunkte setzen. Sie bezieht sich aber auch auf das Dasein von Viau und seine Gesundheit (Jenny Brown bezeichnet ihn als Pulverfass). Ein Brief an Viau selber handelt von Rahmen. Dann fliessen auch Bemerkungen über das Leben in der «Langmatt» ein, beispielsweise über einen dort veranstalteten Ball mit siebzig Gästen, ein Vorhaben, das dem Familien-

oberhaupt als kaum zu übersteigender Berg vorkommt, an welcher Festlichkeit er dann aber, wenn alles in Gang ist, grösste Freude bezeige. Es ist auch öfter von den Kunstreisen die Rede, die das Paar Brown nach München und nach Paris führten, wo die Galerien besucht und Kontakte mit den Galerieleitern aufgenommen werden, mit Vollard etwa, mit Thannhauser und Heinemann. Die Frage nach der Möglichkeit, die Bilder der Münchner Schule, die ursprünglich gesammelt wurden, abzustossen, taucht mehrmals auf. Denn im Laufe der Jahre wurden sämtliche Münchner Bilder zugunsten der Impressionisten ersetzt. Ende der dreissiger Jahre, als die Sammlung eigentlich abgeschlossen war, klingt die Beziehung zu Montag in Paris nochmals an, in der Bemerkung über den Diebstahl eines Bildes von Daumier, das in der Bilderfolge zu missen die Sammlerin zutiefst verstimmt und betrübt. Alle Bilderreisen bei Ausleihen oder bei den riskanten Fahrten während des Krieges waren sonst ohne Unheil vorübergegangen. Nur der Rahmen des Gauguin-Stilllebens hatte einen kleinen Schaden davongetragen.

Alle Briefe von Jenny Brown an Carl Montag sind auf deutsch geschrieben ausser einem einzigen, der auch in französischer Sprache die gleiche Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck bezeugt wie die deutschsprachigen, die die Anrede «Mein lieber Montag» aufweisen oder ausnahmsweise «Mein lieber Mäntig». Reizvoll für den Leser dieser Briefe, so unalltägliche Leichtigkeit und Unmittelbarkeit im Ton festzustellen. Es ist eine Sprache voller freundschaftlicher Zutraulichkeit: Sidney und Jenny Brown hatten volles Vertrauen zu ihrem Pariser Bildervermittler, der sich seiner wichtigen Rolle durchaus bewusst war und der nicht ohne gewissen Stolz auf die Sammlung in der «Langmatt» zurückblicken konnte.

Mit immer gleicher Bescheidenheit und Zurückhaltung sprach die Sammlerin von den dort vereinigten Werken des Impressionismus, die ja durch den Umstand zum schönen Klingen kamen, als sie sich in der Umgebung auserlesener Möbelstücke fanden, zahlreicher Proben asiatischer Keramikkunst, ausgesuchter Teppiche, wertvoller alter Silberstücke: die Gesamtheit eines hochkultivierten Hausstandes war es, die der «Langmatt» ihr unverwechselbares Gepräge gab; dies Gepräge war und ist ausschliesslich dem Kunstsinn des Sammlerpaares zu danken und im besondern Jenny Brown, ohne deren epistoläre Gabe die Äufnung der Sammlung nicht denkbar war. Die junge Frau muss man sich vergegenwärtigen, wie der deutsche Maler Max Oppenheim, genannt Mopp, sie porträtiert hat, ein Bild, das durch die Porträtähnlichkeit besticht wie durch die eigenwillige Art einer deutschen Abwandlung kubistischen Gestaltens. Der Maler, der auch den Hausherrn porträtiert hat, musste zu den Bewohnern der «Langmatt» in naher Beziehung gestanden haben. Die Jahre nach dem Heimgang des Gatten im Jahre 1941, dem Jahr des 50-Jahr-

Jubiläums der Firma, bildeten eine Zeit getreuen Verwaltens eines bedeutsamen Erbes, und Jenny Brown war die Gestalt, die solch anspruchsvoller Aufgabe gewachsen war. Während eines langen Lebens (sie wurde 97 Jahre alt) sah sie die Aufgabe ihres Daseins darin, für ihre drei Söhne da zu sein, Haus, Garten und Sammlung zu betreuen, daneben wohltätig zu wirken. Ihre Hilfe sollte immer im stillen geschehen, sie machte niemals Aufhebens davon. Es war ihr eine Selbstverständlichkeit, dort zu helfen, wo Hilfe benötigt wurde. In ihrer distinguierten Noblesse bildete sie immer den Mittelpunkt des Hauswesens, wollte, dass alles so weitergehe wie es bis jetzt gegangen war, stand den Angestellten vor, die ihr in Devotion ergeben waren und in ihr die Herrin anerkannten, die sie in aller Zurückhaltung war.

Festlichkeiten in der «Langmatt»

Es war im Grund eine fordernde Aufgabe, die ihrer mit jedem Tag neu harrte, mit der Führung eines grossen Hausstandes, mit dem Empfang von Gästen, von denen viele für Besprechungen geschäftlicher Angelegenheiten nach Baden gekommen waren, mit der Aufrechterhaltung der Verbindung mit den beiden jüngeren Söhnen, die in Paris lebten, und mit denen sie sich entweder telefonisch oder in den englisch geschriebenen Briefen unterhielt, oder mit Veranstaltungen grösseren Ausmasses in den schönen Räumen. Von solchen Veranstaltungen sei hier anschliessend die Rede. Sie ziehen bildhaft an mir vorüber, da ich eine ganze Reihe solcher Festlichkeiten miterlebt habe.
Da waren die Hauskonzerte, die in bestimmten Abständen durchgeführt wurden, Konzerte in der Intimität eines Hauses, das die Möglichkeiten durch eine Suite grosser Räume bot. Meist waren Ensembles aus Paris zu hören, mit denen der jüngste Sohn, Harry, Verbindung hatte. So war das Ensemble Ars Rediviva mit den Gründungsmitgliedern um Claude Crussard zu Gast, später mit der neugegründeten Gruppe, über die Harry, ebenso still wie seine Mutter, während Jahren seine schützende Hand hielt. Richtigerweise wurden bei diesen Anlässen immer auch Werke von Harry, dem Komponisten, gespielt, auf makellose Art, wie denn die Gruppe Ars Rediviva in ihrer perfekten Könnerschaft zu den besten Kammermusikgruppen von Paris zählte. Anschliessend an solche Konzerte durften sich die Zuhörer stets eines gelockerten Zusammenseins in den weiten Räumen erfreuen, namentlich in der Galerie und in der Bibliothek, wobei in der Bibliothek anstelle des Schreibtisches ein Büffet mit festlichen Köstlichkeiten errichtet war. Das so unalltägliche Ambiente mit den wunderbaren Bildern, den Keramiken, den Silberdingen, den kostbaren Büchern, den Teppichen kam bei solchen Gelegenheiten zu besonderer Wirkung und löste bei allen Anwesenden das gleiche Gefühl von Beglücktsein aus. Immer bildete die hohe zarte Gestalt der Herrin den Mit-

telpunkt, niemals sich in Szene setzend, sondern in der immer gleichen Zurückhaltung, nur durch die geistige Präsenz, durch die Lebhaftigkeit eines Gesprächs, durch die Anteilnahme am Dasein des andern wirkend. Sie verstand es als vollendete Gastgeberin, sich der Vielzahl ihrer Gäste zu widmen. So stand sie mitten unter den Geladenen, Verwandten und Freunden des Hauses, auch bei den festlich begangenen Geburtstagen, von denen sie die runden und halbrunden Zahlen bis über die 95. Wiederkehr des Tages in unveränderter Gesundheit begehen konnte.
Immer angetan in elegantem Schwarz, fand man sie im Gespräch, gleichzeitig um das Wohl der Gäste besorgt. Für sie selber sicher ein denkwürdiger Anlass war das Fest zu ihrem 90. Geburtstag, wo sich die grosse Schar der Geladenen in Bibliothek und Galerie vereinigte, auf Schönes gestimmt zuerst bei dem Gang durch die Halle mit den venezianischen Veduten, dann durch das Esszimmer mit seinen Landschaften und Stilleben von Cézanne. Einen Höhepunkt der allgemeinen Heiterkeit bildete die Überreichung einer Collage im Stil von Kurt Schwitters, begründet mit den Worten, es seien so viele Kostbarkeiten des Impressionismus hier vereint, man müsse nun auch den Schritt in die Richtung der deutschen Avantgarde von 1920 wagen. Jenny Brown selber hatte ein befreiendes Lachen über diesen Scherz.
Ostern und Weihnachten wurden auf intim stille Art begangen, im engsten Kreis, nur mit den Söhnen und in Hinanziehung der langjährigen getreuen Hausangestellten. Selber teilte ich immer die Stunden einer Nachfeier. Der hohe Weihnachtsbaum, mitten in der Bibliothek stehend, war geschmückt mit alten, sicher noch aus Winterthur stammenden Köstlichkeiten. Er wurde meinetwegen nochmals angezündet. Der Kerzenschein, das flackernde Feuer im grossen Cheminée riefen weihnachtliche Stimmung wach (man wusste in der «Langmatt» um meine kindliche Weihnachtsgesinnung). Anschliessend begab man sich ins Speisezimmer, wo Mère Brown die Tafel von der Tischmitte aus präsidierte, ihr zur Rechten und zur Linken die Söhne, ich ihr gegenüber, und gemäss überkommenem Ritus erschien zur Bedienung Luigina mit den einfachen, doch erlesenen Platten in stets gleicher Folge. Der Nachweihnachtsabend endete mit erneutem Gespräch in der Bibliothek, wo der Baum längst gelöscht war; Johnny bildete er dauernd besondere Sorge wegen der Nähe der Bilder. Glücklicherweise war nie ein Unheil geschehen. Ostern verging Jahr um Jahr auf ähnliche Weise nach festgefügtem Plan. Der Ostertag selbst wurde in unauffälliger Art nur im engsten Kreis begangen. Einen oder zwei Tage nachher war ich in der «Langmatt» zu Gast, immer allein und mit dem Wort empfangen: «Du gehört zum Haus.» Begrüssung von Mère Brown im Wohnzimmer. Sie sitzend auf der Chaiselongue und lesend, sofort aber gegenwärtig und bereit zu einem Gespräch, das die gegenseitigen Häus-

lichkeiten und das Neueste im Kunstgeschehen betraf, Debatten, die vor allem durch Johnny entfacht wurden, weniger durch Harry, der zu den Aktualitäten im Kunst- und Musikgeschehen ohnehin skeptische Distanz hielt.
Zu solcher Haltung war er in Paris gekommen, wo ihm die tägliche Lektüre des «Figaro» doch nur immer das gleiche vor Augen führte, das tägliche Karussell mit den Mondanitäten und Versnobtheiten. Die österliche Stimmung wurde durch einen festlich ausgerichteten Lunch gehoben, der der Herrin am Tisch bis in die zunehmenden hohen und höchsten Jahre mundete. Nur dann und wann wollte sie sich beim zweiten Service nicht mehr bedienen, doch vermochten die Söhne sie dennoch zum Weiteressen zu animieren, und aus lauter Höflichkeit gegenüber den Mittafelnden belegte sie zum zweiten Male ihren Teller, Teil jenes schönen Services mit dem Efeudekor, das unwandelbar auf dem Tisch stand, der gelb oder rosa gedeckt war und in der Mitte eine Jardinière aufwies, deren Blumen von der Herrin des Hauses eingesteckt waren.
Jahr um Jahr war der Biskuitosterhase für mich bereit, aus Winterthur stammend, aus einer bestimmten Confiserie, der Jenny Brown durch Jahrzehnte die Treue bewahrt hatte. Bei einem meiner vielen Besuche in Winterthur musste ich jenes Etablissement von Vollenweider betreten, um mit Augen zu sehen, woher meine Osterhasen kamen. Die Anhänglichkeit an vertraute Geschäfte konnte ich auch bei Harry feststellen, wenn ich ihn auf seinen Gängen durch sein Viertel in Paris begleitete.

Sidney junior, John und Harry

Mit Harry war meine Verbindung am nächsten: sie beruhte auf der Tätigkeit des Komponisten. Wohl stand ich auch mit Sidney junior wie mit Johnny auf freundschaftlichem Fuss, doch all die sich aus dem Komponistenmétier ergebenden Fragen waren für Harry wie mich in gleicher Weise brennend und bedangen zwischen den beiden Musikern einen dauernden Kontakt. Alle drei Söhne waren von Haus aus angewiesen, ein akademisches Studium abzuschliessen, wonach ihnen freistand, sich der von ihnen gewünschten Tätigkeit anheimzugeben. Für Sidney, der vor allem historische Interessen hatte, über ein phänomenales Gedächtnis verfügte und in der Historie namentlich des Ostens bewandert war, ergab sich vorerst eine Tätigkeit für das Rote Kreuz, wobei ihm seine organisatorischen Fähigkeiten und sprachlichen Kenntnisse zustatten kamen. Er machte ungezählte Reisen in alle Teile der Welt, hatte mit östlichen Potentaten zu verhandeln und brachte von überall her reiche Erfahrungen im Umgang mit schwierigen Verhältnissen und ebenso schwierigen Persönlichkeiten. So schien er nur geeignet, bei Brown Boveri die Stellung eines Generalsekretärs einzunehmen, der Geschäftsverhandlungen vor-

zubereiten und Delegationen zu empfangen hatte, der Bindeglied zwischen Direktion und Auftraggebern war, also eine wichtige Figur, die durch die weltweiten Verbindungen alle Voraussetzungen zu solcher Stellung besass.
Johnny wandte sich der Kunst zu und fand in der Sammlung der «Langmatt» ein weites Feld der Betätigung. Auch er aber wirkte eine Zeitlang im Dienst der Öffentlichkeit, nämlich als Attaché am Louvre in Paris, wo er im Sektor der graphischen Sammlungen tätig war. So wie bei seinem älteren Bruder die Historie im Mittelpunkt der geistigen Interessen stand, so bei John die Kunstwissenschaft. Seine ebenso umfassenden Kenntnisse wusste er im Lauf der langen Pariser Jahre noch zu erweitern durch die vielen Reisen, die ihn durch alle Länder Europas führten. Kaum ein Museum, das ihm unbekannt blieb, kaum eine Stadt mit ihren Kunstdenkmälern, die er nicht gesehen hatte. Er wusste Bescheid im Gebiet der zahlreichen Schlösser Frankreichs. Dass ihm alle Loire-Schlösser als wohl spektakulärste wohlvertraut waren, schien selbstverständlich. Auch abgelegene kannte er und war nicht nur mit der Baugeschichte, sondern auch mit der Geschichte der Bewohner auf dem laufenden. Es waren denn also auch kulturhistorische Dinge, mit denen er sich befasste.
John wählte Paris als damaliges Kunstzentrum zum dauernden Wohnsitz; er lebte jahre-, ja jahrzehntelang im Montmartre, und erst in jüngerer Zeit fand er auf der Rive gauche jenes Appartement in der stillen rue Vaneau, das ihm konform war. Die Folge der grossen weiten Räume mit der Sicht einerseits auf die Gärten des Hôtel Matignon, andererseits nach Westen mit dem Eiffelturm war dazu angetan, die vielschichtige Bibliothek aufzunehmen. Aus den Beständen der «Langmatt» konnten zahlreiche Möbelstücke in dieser spatiösen Wohnung gestellt werden, ohne dass in Baden eine Lücke festzustellen war. An Bildern fanden sich mehrere Arbeiten von Pariser Malern, mit denen John in persönlichem Kontakt gestanden hatte, so Lotiron und Jean Eve, die mit Landschaften vertreten waren. Es war eine ebenso grosszügige wie schöne Wohnstatt, die sich der Besitzer da eingerichtet hatte, dazu in leicht erreichbarer Nähe des jüngeren Bruders, Harry.
Nicht lange konnte John seine neue und definitive Wohnung geniessen. Auf einem seiner Ausstellungsbesuche auf der Rive droite erlitt er einen Schlag, an dessen Folgen er 16 Jahre litt, partiell gelähmt und dauernd auf Pflege angewiesen. Ohne Klage lebte er duldend dahin, im Geist völlig ungebrochen und in reger Teilnahme mit dem Geschehen des Tages und der Künste verbunden. Tragisch war das Los von Harry zu bezeichnen, der in Zürich, mitten im Gespräch mit der ihm befreundeten Mary Hottinger die gleiche Art von Schlag erlitt, von dem er sich nicht mehr erholte und in wenigen Tagen verstarb.

Beide jüngeren Brüder, John und Harry, fanden in Paris ihre zweite Heimat, von der sie sich nur während der Jahre des Zweiten Weltkriegs trennten und vorübergehend in Genf wohnten. Einem Abenteuer glich die Flucht mit einem der letzten Züge, die nach der Schweiz fuhren. In Genf lebten beide ungefähr das gleiche Leben wie in Paris. Dankbar waren sie, nach Kriegsende wieder nach Paris zurückkehren zu können, wo sich für sie in den Wohnungen nichts verändert hatte.

Der Musikfreund Harry

Mit Harry, den ich von früheren Paris-Aufenthalten her schon kannte, bestätigte sich eine freundschaftliche Beziehung eigentlich seit dem Jahr, da mein Schweizer Malerfreund Franz Max Herzog das Haus an der Gundeldingerstrasse zu Basel verkauft und in Paris die Belétage eines Hauses aus dem 18. Jahrhundert an der rue de Varenne erworben hatte. Harry und Franz Max fanden sich in ihren ähnlichen Lebensgewohnheiten, vor allem in ihren verwandten seelischen Nöten sehr rasch, und die Briefe von Harry sprechen denn von solcher Seelenverwandtschaft und Freundschaft als von einem unerwarteten Geschenk. Von der rue du Bac, wo Harry wohnte, waren es nur wenige hundert Meter bis zur rue de Varenne, und wenn sich die beiden nicht aufsuchten, so war wenigstens die Verbindung durch den Draht dauernd vorhanden, und am Sonntagmorgen ging die Frage hin und her: «Hast du schon genestet?» Beide waren an Sonntagen ohne Haushilfe und mussten zusehen, wie sie sich durchschlugen. Für Franz Max bedeutete das Kochen eine Freude: er war dabei voller Phantasie und konnte beispielsweise einen Fisch zusammen mit Rosenblättern gratinieren. Dinge kamen ihm in den Sinn, zu denen Harry nicht so recht Fiduz hatte. Sonst aber wirkten die im Grund sehr gegensätzlichen Naturen nur stimulierend aufeinander, im besondern was die kreative Tätigkeit anging. Harry sass über seinen Kompositionen, Franz Max über seinem Roman. Das Bildermalen ging nebenher, entsprach aber einem tiefinnern Bedürfnis, und wenn der Maler-Dichter mit seinem Dodge-Cabriolet unterwegs war in der Banlieue von Paris, brachte er immer riesige Sträusse mit, zusammengesucht an den Ufern der Seine und den Teichen von Corot, enorme Kompositionen von Schilf und Sumpfblumen, die das halbe Auto füllten. In seiner ungehemmten Phantasie konnte er zuhause dann noch Rosen oder Tulpen zufügen, die er bei einem Strassenhändler erworben hatte.
Harry bewohnte seit Jahren und Jahrzehnten das gleiche Appartement in der Nummer 44 der rue du Bac, in einem Haus ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert, das auf den vielen Etagen Dauermieter von Stande beherbergte. Verbindung zwischen den vielen Mietern bestand keine, aber man wusste, wer sie waren. Madame Maryse, die Perle von Harry, kannte ihrerseits die Bedienste-

ten sämtlicher Mitbewohner des grossen Hauses und konnte Harry auf dem laufenden halten. Besonders in den Jahren, da Couve de Murville Aussenminister war und auf dem gleichen Stockwerk eine feudale Wohnung mit Sicht auf einen Binnengarten innehatte, war der indirekte Kontakt für Harry amüsant. Es konnte ja auch vorkommen, dass man der Gattin oder der Tochter des Ministers im Aufzug begegnete und ein Wort zu sprechen gezwungen war.

Eine Mieterin von Weltruf hatte einst eine Dachwohnung dieses Hauses innegehabt, die amerikanische Sopranistin Mary Garden nämlich, die erste Mélisande in Debussys Oper, und Harry zeigte mir mehrmals jene Wohnstatt: dort oben wohnte Mary Garden! Harrys Wohnung lag hoch im dritten Stock, war zuerst mit dem Lift, dann über einen engen langen Korridor zu begehen, der vor der Tür zu seinem Appartement endete. Zwei Zimmer nur fasste diese Wohnung, einen grossen Salon mit Cheminée, ein Schlafzimmer, Bad und eine kleine lustig verwinkelte Küche, die auf den Hof ging. Die Zimmer hatten grosse Fenster auf die rue du Bac, eine keineswegs ruhige Strasse, mit vielem Trafik, besonders mit rumpelnden Cars. Harry hatte sich so sehr an diese Wohnung gewöhnt, ja den Lärm der Strasse empfand er so anregend, dass er sie nicht aufgeben wollte. Nur in seinem letzten Jahr sprach er vom Ausziehen. Mehrmals suchte ich ihn dazu zu bewegen, die Wohnstatt zu ändern. Hie und da nahm er in solcher Richtung einen Anlauf, hatte auch einmal die Aussicht auf ein zu mietendes Haus in Marly-la-coquette. Es blieb beim Anlauf, und der Plan wurde nicht verwirklicht. Dann suchte ich ihm auch nahezulegen, wenigstens einen weiteren Raum zuzumieten, was technisch möglich gewesen wäre, indem sich neben seinem Schlafzimmer, zugänglich vom Korridor noch ein grösserer Raum befand. Auch auf diese Anregung ging er nicht ein, vor allem aus dem Grund, weil sich dann Schweizer Gäste zum Logieren angemeldet hätten, was Harry durchaus nicht wünschte. Lieber blieb er allein in seiner nicht grossen Wohnung, wo er im Salon immerhin den auf Jahre gemieteten Flügel stellen konnte, zwei Kanapees, von denen das eine zum Bett einzurichten war, den Schreibtisch, den grünbezogenen Spieltisch, der durch Madame Maryse jeweils zum Esstisch verwandelt wurde.

Es war im ganzen die wohl behagliche, doch anspruchslose Wohnung eines Einzelgängers, der Harry in jeder Beziehung war. Er war sich seines Einzelgängertums durchaus bewusst und hatte sich danach eingerichtet. Die wenigen guten alten Möbelstücke stammten natürlich aus der «Langmatt», auch einige der chinesischen Porzellanvögel standen da und erheiterten durch ihre Farbglasuren. In den fünfziger Jahren verfolgte Harry noch regelmässig das Pariser Konzertgeschehen. Später fand er den Kreislauf und die unfehlbare

Wiederkehr der gleichen Werke auf den Programmen mit wechselnden Solisten langweilig, und immer öfter war die Frage «à quoi bon?» zu hören. So kam es, dass er abends ungern ausging, etwa Konzerte bei Radioübertragungen oder Schallplatten hörte.
Mit gewissem Widerwillen nur liess er sich zu einem Konzertbesuch animieren, dann vor allem, wenn die Ausübenden ihm bekannt waren. Das war jeweils der Fall bei den Abenden von Ars Rediviva, Konzerten von der immer gleich hohen Qualität. Er begleitete mich auch, als das Klavier-Violin-Duo Atty und Gabrielle Lengyel spielte (die ich anhören musste, da sie meine Geigensonate in ihrem Repertoire hatten), oder bei dem Gedenkkonzert für Arthur Honegger, das im Théâtre des Champs Elysées stattfand, wo die alten Freunde und Mitstreiter von Honegger, Milhaud, Mihalovici und Tcherepnin anwesend waren. Sie alle zählten zu Harrys Bekanntenkreis, dem er grösste Treue wahrte. Treue wahrte er auch dem Andenken an Clara Haskil, die, wenn sie in Paris weilte und Konzerte hatte, stets bei Harry übte. Sie übte nicht bei den beiden in Paris lebenden Schwestern, sondern betont an der rue du Bac, wo ihretwegen zwei Katzen gehalten wurden, mit denen sie in den Übungspausen spielen wollte. Diese weiss-schwarz gefleckten Katzen bildeten das grosse Ärgernis von Madame Maryse. Sie führten sich in ihren Augen schlecht auf und maltraitierten hemmungslos mit ihren Krallen die Divanüberzüge.
Die Anhänglichkeit von Harry an seine Musikerfreunde kam im besonderen an den Gedenktagen zum Ausdruck. So suchte er an Allerseelen stets die Pariser Friedhöfe auf und schmückte die Gräber, jenes von Clara Haskil und jene der Gruppe Ars Rediviva, die anlässlich einer Konzerttournee in Portugal abgestürzt war, ausser der Cellistin Jacqueline Heuclin und dem Flötisten Fernand Caratgé, die einen anderen Flugkurs benützten und später als Überlebende die neue Gruppe Ars Rediviva ins Leben riefen.
Bei einem dieser Gedenktage begleitete ich Harry, und wir suchten auf dem kleinen Montmartre-Friedhof, der, zwischen Reben hinter der weissen Montmartrekirche gelegen, das rote Porphyrgrab von Honegger enthält. Ganz besonders verbunden war Harry mit der Gründerin Claude Crussard, der hochbegabten Cembalistin, die im Auffinden von alter, unbekannter und ungespielter Musik des französischen Barock unermüdlich war. Zahllose Entdekkungen auf diesem Musikgebiet sind ihr zu danken, Entdeckungen, Bearbeitungen, Ausschreibungen des Generalbasses und Druckes. Ihr hatte er sich anvertraut für die musikalische Ausbildung. Denn was Harry an kompositorischem Métier besass, ging auf die Schulung durch Claude Crussard zurück. Sie hatte ihn im strengen Kontrapunkt unterwiesen, und unter ihrer Ägide schrieb er schulgerechte Fugen und kannte sich im polyphonen Satz aus.

Seine eigenen Schöpfungen betrafen in erster Linie Werke für Kammermusik. Sonaten, Trios, Quartette, Quintette hat er geschrieben, ausgezeichnet klingende Stücke mit deren harmonisch ungewohnten und aparten Wendungen. Daneben schuf er auch Lieder, darunter mehrere auf englische Texte, die einst bei einem der Badener Clubhauskonzerte geboten wurden und durch ihre heiter ironische Haltung auffielen, durch ihren Witz und die Leichtigkeit der Stimmführung. Selber betonte er, dass ihn die musikalische Nachgestaltung eines vorhandenen Textes nicht einenge, im Gegenteil zu fliessendem Fortschreiten animiere. Bedauerlich, dass er sich dem Vokalen, für das er eine ausgesprochene Leichtigkeit gehabt hätte, nicht öfter widmete.
Wenn Harry unterwegs und auf Reisen war, wollte er vom Musikberuf nichts wissen. Meistens konnte er auch in Baden nicht arbeiten. Der Hausstand, «le petit train-train» (wie es im ersten Band der «Recherche» bei Proust heisst), hinderte ihn daran. Er liess sich abhalten, fühlte sich durch den geregelten Tageslauf in seinem kreativen Tun behindert, auch durch die Präsenz der «Herrschaft», der er alle Rücksicht entgegenbrachte. Der Sommer, den die beiden Pariser Söhne in der «Langmatt» verbrachten, hatte für sie etwas Ferienhaftes. Gelegentlich zog er mit seinen Golfstöcken nach Schinznach. Er oblag dort einer Sportart, die ihm entsprach mit dem Zwang zur Bewegung im Freien, die er sich auch mit Spaziergängen in die Umgebung von Baden verschaffte.
Seine Aufenthalte bei sommerlichen Reisen, in den letzten Jahren namentlich nach den griechischen Inseln, boten ihm ebenfalls die Möglichkeiten, lange Wanderungen zu machen (auf einer der Griechenlandfahrten war er begleitet von Florens Deuchler, der ihm sicher kunstgeschichtliche Aufklärung bot). Auf andern Fahrten in der Richtung Griechenland war Friedel Schorr, der Plastiker und Maler aus London, sein Begleiter. Schorr reiste mit Harry bei jener letzten Fahrt im Herbst 1972, von der er in ungutem physischen Zustand heimkehrte. Das jähe Ende in Zürich war der Anlass, dass John, zusammen mit seiner Frau Marthe, aus Paris zurückgebracht werden musste. Mit seinem Hierbleiben in gelähmtem Zustand und seinem Heimgang im Februar 1987 schloss sich der Kreis im Leben der Bewohner der «Langmatt».

Abschied und Neubeginn

Durch die von ihm errichtete Stiftung sollen nun Haus, Garten und Sammlungen weiterleben. Es war sein Wunsch. Ihn sinnvoll zu verwirklichen, ist die Aufgabe aller, die diese kunstvolle Schöpfung des Paares Sidney und Jenny Brown aufsuchen und sich an ihr erfreuen. Das Bild der hochbetagt in der Pergola auf einer Bank sitzenden Herrin, die Hand vor die geblendeten Augen hebend, mag als Symbol eines Abschieds gelten. Es war eines der letzten

Male, dass ich sie im Garten traf, an dem sie so hielt, und durch den sie in zögernden Schritten ging, so, wenn sie um die Teestunde zum Bassin hinab stieg, um die Badenden zu einer Tasse Tee aufzubieten. Im Sommer wurde er im Peristyl vor der Galerie getrunken, in der Ecke zum Eingang ins Speisezimmer, wo auch die Mittags- und Abendmahlzeiten stattfanden, gemäss einem Ritus, der sich nicht veränderte.

Die Gepflogenheiten der «Langmatt» hatten sich im Lauf der Dezennien bewährt, und die Bewohner mochten nicht davon abweichen. Verständlicherweise: das Dasein verlief in geprägten Formen, und diese Formen waren wohl schon von Menschen gefunden worden, die sie vor langen, langen Zeiten als richtig erachtet hatten. Möglich, dass die Vorfahren in England und in Winterthur, als den beiden Zentren, die Erfahrung gemacht hatten, dass ein bestimmter Rhythmus Voraussetzung für ein Dasein bildete, dessen Sinn sich in einem Leben voll Ordnung und Gleichmass erfüllen sollte. Dass strenge Geordnetheit auch überschritten werden konnte, beweist der Entschluss, sich den Künsten zu widmen in der Form des Sammelns, welch unvergängliche Früchte sich nun vor den Besuchern der «Langmatt» ausbreiten.

Peter Mieg